

1. April

Ihr Söhne, gehorcht der Unterweisung des Vaters, und gebt acht,
damit ihr zu unterscheiden wisst! Sprüche 4,1

Der Ausreißer

Der Schmied Hammerfest hatte einen Sohn mit dem Namen Rudolf, der von Kind auf ein richtiger Trotzkopf war. Je älter er wurde, desto mehr versteifte er sich in seinem Eigensinn und Eigenwillen. Weder die Bitten und Mahnungen der Mutter noch die Drohungen des Vaters konnten ihn davon abbringen und ihn gehorsam und gefügig machen. Seinen Dickkopf hatte er übrigens vom Vater geerbt, der auch ein stahlharter Mann war und immer fest auf seinen Willen beharrte.

Als Rudolf größer wurde, wäre er gern in die Stadt gegangen, um Schlosser oder Monteur zu werden. Der Vater bestand aber darauf, dass sein Ältester bei ihm das Schmiedehandwerk erlernen sollte, um einmal sein Gehilfe zu werden. Dabei war er sehr streng und duldet nicht, dass der Sohn sich noch spät abends mit seinen Freunden auf der Straße herumtrieb. Sobald die Glocke ertönte, musste er nach Hause kommen und beim gemeinsamen Abendsegen dabei sein.

Als er einmal an einem schönen Sonntagabend erst nach 10 Uhr nach Hause kam, hatte er in empfindlicher Weise die Hand des Vaters zu fühlen bekommen. Das ärgerte ihn so sehr, dass er nachts seine Sachen packte, sein wenig Geld zusammenkratzte und von zu Hause weglief, um in der Fremde seine Freiheit und Freude zu suchen. Der Vater war nicht wenig erstaunt und die Mutter nicht wenig erschreckt, als am anderen Morgen sein Bett leer und unberührt war. Wohin mochte der Junge nur gegangen sein?

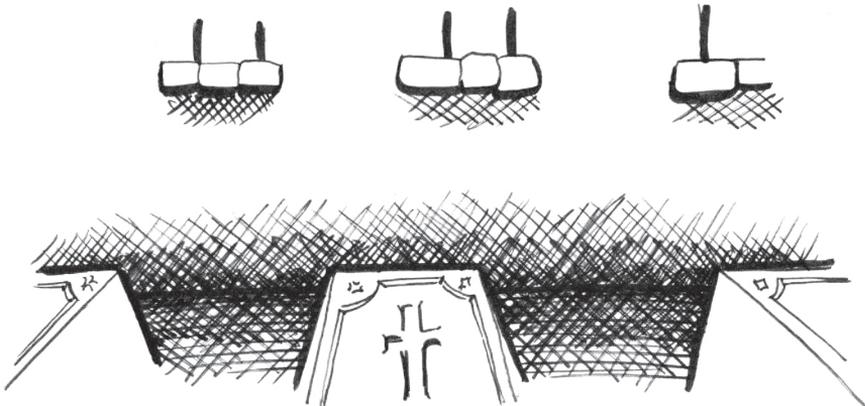
Man erkundigte sich zunächst bei den Verwandten und Bekannten in der Nachbarschaft nach ihm, aber niemand wusste etwas. Da gab der Vater eine Vermisstenanzeige bei der Polizei auf und ließ den Ausreißer suchen.

Rudolf war zum nächsten Bahnhof geeilt und mit dem ersten Zug so weit gefahren, wie sein wenig Geld reichte. Dann wollte er weiter nach Norden wandern, um mit einem Schiff aus Hamburg oder Bremen nach Amerika zu fahren und dort sein Glück zu versuchen.

Allerdings war die Sache schwieriger, als er es sich gedacht hatte. Arbeit konnte er ohne Papiere und Ausweis nicht leicht finden und im Betteln war er auch ungeschickt. So mied er die Städte und Landstraßen und schlug sich, so gut oder so schlecht es ging, von Dorf zu Dorf und von Hof zu Hof durch.

Eines Abends nahm er in einem ländlichen Wirtshaus eine Zeitung zur Hand und las darin seine Vermisstenanzeige. Da erschrak er gewaltig und verließ schnell das Wirtshaus. Zudem ging auch gerade ein Polizist auf der Straße vorüber. Wo sollte er nun übernachten? Draußen auf dem Feld erblickte er auf einer Anhöhe in der Nähe eines alten Schlosses ein kleines Gebäude, eine Kapelle oder so etwas, die halb versteckt unter hohen Bäumen stand. Dorthin ging er jetzt, allerdings war die Tür verschlossen und niemand war weit und breit zu sehen. Als es begann dunkel und kühl zu werden, schlug er kurz entschlossen ein Fenster ein, zwängte seinen geschmeidigen Körper durch die Gitterstäbe hindurch und fiel dann etwa zwei Meter tief zu Boden. In dem Raum, wo er sich jetzt befand, war es ganz dunkel, aber zum Schlafen brauchte er auch nichts zu sehen. So legte er seinen Rucksack unter den Kopf und sank bald, todmüde wie er war, in einen tiefen Schlaf.

Als er am anderen Morgen erwachte, sah er, dass er sich in einer Gruft befand, wo verschiedene, große, kunstvoll gemeißelte Steinsärge standen. Das war doch eine sehr schauerliche Umgebung, der er möglichst schnell wieder entfliehen wollte. Doch die eiserne Tür war von außen verschlossen und zu dem offenen Gitterfenster, durch das er eingebrochen war, konnte er an der spiegelglatten Marmorwand auch nicht wieder hinaufklettern. Was sollte nun aus ihm werden? Er rief aus Leibeskräften um Hilfe; aber keine Antwort, kein Echo von draußen war zu hören. Nah-



rungsmittel hatte er keine bei sich; es drohte ihm der sichere Tod durch Verhungern und Verdursten. Nun fing er an, bitterlich zu weinen und bereute seine Flucht aus dem elterlichen Haus sehr. Dann erinnerte er sich aber an Gott, und ein Vers aus der Sonntagsschule kam ihm in den Sinn:

Wenn du nicht hilfst, so kann ich nichts,
Wo du nicht gibst, da gebricht's.

Inzwischen war die Sonne höher gestiegen und sandte ihre freundlichen Strahlen durch das kaputte Fensterchen. Und siehe da, nachdem die Mittagsglocke vom fernen Dorf her verklungen war, hörte er draußen Schritte. Ein Schlüssel wurde ins Schloss gesteckt und umgedreht, knarrend öffnete sich die Tür, und ein junges Mädchen trat mit Besen und Wischeimer in der Hand herein. Es war die Tochter des Küsters, die gekommen war, um die Gruft wieder einmal zu reinigen. Sie erschrak natürlich sehr, als sie den fremden Jungen darin erblickte und fragte ihn verwundert:

„Ja, wie bist du denn hier hereingekommen?“

Nun erzählte er ihr ehrlich und aufrichtig, wie es ihm ergangen war.

„Du kannst Gott danken“, erwiderte sie ihm daraufhin, „denn seit Monaten war ich nicht mehr hier. Diesen Morgen kam es mir merkwürdigerweise in den Sinn, hier mal wieder zu putzen. Nun komm mit zu meinen Eltern!“

Von ihrer Familie wurde Rudolf auch freundlich aufgenommen. Sie luden ihn zum Mittagessen ein und streckten ihm dann so viel Geld vor, dass er wieder heimreisen konnte. Von seinen Fluchtplänen war er jetzt gründlich geheilt. Zu Hause gab es wider Erwarten einen nachsichtigen und gütigen Empfang. Zum Dank versuchte er von nun an, besonders fleißig und gehorsam zu sein.

Der Psalmist ermahnt: „Seid nicht wie das Ross und das Maultier, die keinen Verstand haben; mit Zaum und Gebiss, ihrem Geschirr, muss man sie bändigen, weil sie sonst nicht zu dir nahen!“ (Psalm 32,9).

Fragen:

1. Was tat Rudolf, als er vom Vater bestraft wurde? Wo wollte er hin?
2. Was war das für ein Gebäude, in das Rudolf eingebrochen ist?
3. Was tat Rudolf, als er aus der Gruft herauskam?

Wir sind abtrünnig und widerspenstig gewesen;
das hast du nicht vergeben. Klagelieder 3,42

Wirkungen des Ungehorsams

Die nachstehenden Erfahrungen gab ein Vater seinem Sohn mit. Es ist eine Warnung vor den bitteren Folgen der Sünde, wenn er sich der Liebe und dem Rat seiner treuen Mutter widersetzt:

Was für ein Kummer ruhte doch auf dem Gesicht meiner Mutter, als sie bemerkte, dass alles, was sie gesagt und getan hatte, mich nicht erreichen konnte. Wir saßen im Garten. Sie erhob sich, um ins Haus zu gehen und ich folgte ihr in einiger Entfernung. An der Haustür fing sie an zu sprechen.

„Es ist nun Schulzeit“, sagte sie. „Geh, bitte mein Sohn, denke noch einmal über das nach, was ich dir gesagt habe.“

„Ich werde nicht zur Schule gehen“, sagte ich.

Sie schaute bei meiner Dreistigkeit erstaunt auf, erwiderte aber fest: „Sicherlich wirst du gehen, Alfred!“

„Ich will nicht“, sagte ich.

„Alfred – entweder du gehst auf der Stelle zur Schule, oder ich werde dich in dein Zimmer einsperren bis du versprichst, mir in Zukunft zu gehorchen und zur Schule zu gehen.“

„Das traust du dich sowieso nicht“, sagte ich, „du kannst mich gar nicht die Treppe hochbringen.“

„Alfred, jetzt wähle“, sagte meine Mutter, und legte ihre Hand auf meinen Arm. Sie zitterte und bebte heftig und war totenbleich.

„Wenn du mich anfasst, dann trete ich dich“, sagte ich wütend. Gott weiß, ich wusste nicht, was ich sagte.

„Wirst du zur Schule gehen, Alfred?“

„Nein“, erwiderte ich, wurde aber etwas verzagt unter ihrem Blick.

„Dann folge mir“, sagte sie und ergriff meinen Arm. Ich hob meinen Fuß an – O, mein Sohn, ich stand völlig neben mir – ich hob meinen Fuß an und stieß sie – meine Mutter. O, wie mir jetzt noch der Kopf schwirrt, wenn mir die Erinnerung daran wieder ins Gedächtnis kommt. Ich stieß meine Mutter, sie war eine schwache Frau. Sie taumelte einige Schritte zurück und lehnte sich gegen die Wand. Sie schaute mich nicht

an. „O, himmlischer Vater“, rief sie, „vergib ihm, denn er weiß nicht was er tut.“ Der Gärtner, welcher in dem Augenblick an der Tür vorüberging, sah, dass meine Mutter bleich und kaum imstande war, sich aufrecht zu halten und trat ein.

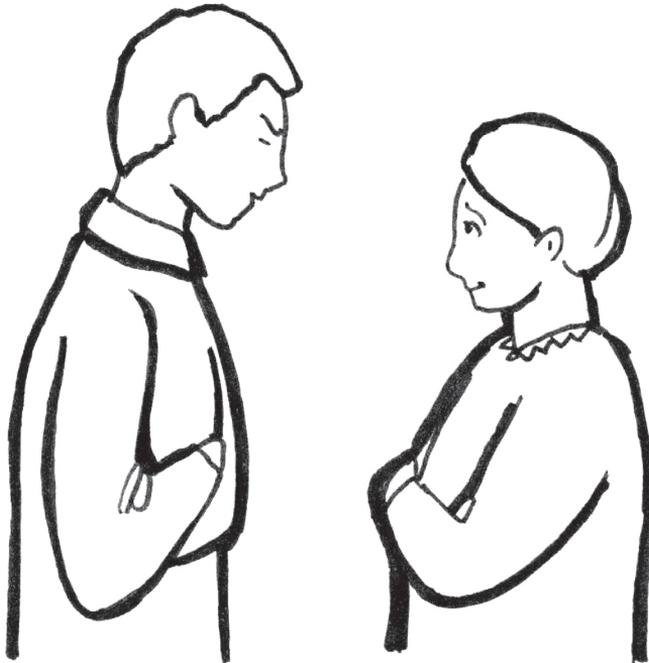
„Nehmen Sie diesen Knaben nach oben und sperren Sie ihn in seinem Zimmer ein“, sagte sie und wandte sich von mir. Sie hatte den Blick einer gequälten Seele, jedoch mit der innigsten Liebe vermischt. Es war der unaussprechliche Schmerz eines gebrochenen Herzens.

Im nächsten Augenblick befand ich mich als Gefangener in meinem eigenen Zimmer. Erst wollte ich mich aus dem offenen Fenster stürzen, aber ich konnte nicht, weil ich mich vor dem Tod fürchtete. Ich war nicht bereit, Buße zu tun. Bisweilen hatte mein Herz ein Einsehen, aber dann wurde mein Eigensinn wieder stärker und flüsterte mir zu, doch noch nicht nachzugeben. Das bleiche Gesicht meiner Mutter verfolgte mich. Ich warf mich auf mein Bett und schlief ein. Abends hörte ich, dass sich Schritte meiner Tür näherten. Es war meine Schwester.

„Was soll ich der Mutter für dich sagen?“, fragte sie.

„Nichts“, erwiderte ich.

„O, Alfred, tu es für mich und für uns alle; sage, dass es dir leidtut. Sie sehnt sich danach, dir zu vergeben.“



Ich wollte nicht antworten. Ich hörte, wie sie langsam wegging und warf mich auf mein Bett, um eine elende Nacht zu verbringen.

Plötzlich stürten mich andere Schritte, langsamer und schwächer als diejenigen meiner Schwester. „Alfred, mein Sohn, soll ich hineinkommen?“, fragte eine Stimme.

Ich wusste nicht, was mich dazu trieb, entgegen meinen Gefühlen zu antworten. Die liebevolle Stimme meiner Mutter schmolz das Eis von meinem Herzen weg und ich sehnte mich, ihr um den Hals zu fallen; aber ich tat es nicht. Meine Worte würden mein Herz Lügen strafen, wenn ich ihr wieder sagen würde, dass es mir nicht leidgetan hätte. Ich hörte, wie sie sich zurückzog. Ich hörte sie stöhnen. Ich sehnte mich, sie zurückzurufen, aber ich tat es nicht.

Ich wurde durch ein lautes Rufen aus meinem unruhigen Schlaf aufgeweckt. Meine Schwester stand an meinem Bett.

„Steh auf, Alfred und komm mit mir! Unsere Mutter liegt im Sterben!“

Es kam mir vor, als ob ich noch träumte, aber ich stand wie mechanisch auf und folgte meiner Schwester. Auf dem Bett lag meine Mutter, bleich wie Marmor. Sie hatte sich noch nicht zur Nacht umgezogen. Wahrscheinlich hatte sie sich auf das Bett gelegt, um etwas auszuruhen, und war dann wieder aufgestanden, um zu mir zu kommen, als sie einen Herzschlag bekam und in ihr Zimmer getragen werden musste. Ich kann die Schmerzen in meinem Inneren, die mich ergriffen, als ich sie ansah, nicht beschreiben. Meine Reue war noch bitterer bei dem Gedanken, dass sie nie wissen würde, dass es mir leidtat. Ich glaubte, dass ich ihr Mörder sei. Ich fiel neben ihr auf das Bett; weinen konnte ich nicht. Mein Herz brannte in mir, mein Kopf schien in Flammen zu stehen. Meine Schwester schlang ihre Arme um mich und weinte still. Plötzlich nahmen wir eine Bewegung wahr, unsere Mutter hatte ihre Hand bewegt. Dann schlug sie ihre Augen auf. Sie war wieder bei Bewusstsein, konnte aber nur undeutlich sprechen. Ich konnte ihre Worte nicht verstehen.

„Mutter! Mutter!“, schrie ich auf, „bitte vergib mir! Sage mir nur, dass du mir vergibst.“

Sie war nicht imstande, es mit ihren Lippen zu sagen, aber ihre Hand drückte meine Hand fest; sie blickte mich an, und erhob ihre dünnen weißen Hände. Ihre Lippen bewegten sich im Gebet, dann schlug sie ihre Augen in Richtung Himmel auf und starb. Ich blieb kniend neben ihr, bis meine Schwester mich wegführte – es war mir, als hätte mich jegliche Freude für immer verlassen.

Jungen, welche den Rat ihrer Mutter verachten, die sich schämen, zugeben, wenn sie im Irrtum sind, die es für männlich halten, sich ihrer Autorität zu widersetzen und ihrem Rat entgegenzuhandeln, sollten auf der Hut sein. Eine Tat des Ungehorsams kann einen Flecken in der Seele verursachen, den ein ganzes Leben nicht wieder auszulöschen vermag. Unbedachte und ungerechte Worte und Handlungen schlagen Wunden, welche ihre Narben zurücklassen. Lasst euch warnen: unterdrückt das erste Aufkeimen des Zornes und lasst die bitteren Gedanken nicht laut werden. Vermeidet die fürchterlichen Folgen des Ungehorsams. Sammelt euch keine traurigen Erinnerungen für spätere Jahre.

Fragen:

1. Welche Strafe bekam Alfred?
2. Was tat die Mutter, als Alfred ihr weh tat?
3. Welche Folgen hatte sein Ungehorsam?

3. April

Denn ich weiß, dass in mir, das heißt in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnt; das Wollen ist zwar bei mir vorhanden, aber das Vollbringen des Guten gelingt mir nicht. Denn ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will, das verübe ich.

Römer 7,18-19

Bärbels vergeblicher Kampf

Am Sonntag vor Ostern kam eine Neue in die Sonntagsschule. Sie hieß Bärbel Wusemitz und war überall als Frechdachs bekannt. Nur die drängenden Bitten ihrer Schulkameradin Marlene hatten sie an diesen Ort gebracht.

Tante Christa gab sich große Mühe, den Kindern deutlich zu machen, dass der Herr Jesus auch für sie gestorben sei, um ihre schmutzigen Herzen mit seinem Blut reinzuwaschen. „Der Heiland kann uns helfen ganz anders zu werden!“, betonte sie immer wieder. Die kleine Neue aber saß nicht einen Augenblick still. Sie rutschte auf der Bank hin und her,

baumelte mit den Beinen und platzte schließlich heraus: „Ist nicht bald Schluss? Ich habe Hunger und bei uns gibt’s heute Kartoffelklöße!“ Die Leidensgeschichte des Herrn Jesu schien sie nicht im Geringsten zu erschüttern. Die Kinder lachten, Marlene schämte sich für Bärbels Verhalten, und Tante Christa war ganz unglücklich, dass gerade jetzt die Sonntagsschule vorbei war.

„Kommst du Ostern wieder?“, rief sie dem übermütigen Ding noch nach. „Nee, danke!“, war die Antwort. „Ich will ja gar nicht gut sein – und wenn, dann brauche ich euren Herrn Jesus auch gar nicht dazu.“ Das war also der Erfolg der liebevoll geleiteten Sonntagsschulstunde.

Bis zum Abend hatte Bärbel auch alles wieder vergessen. Doch da schickte die Mutter sie zur Nachbarin, um ihr Gemüseabfälle für ihre Kaninchen zu bringen. An der Gartenpforte stand die Hauswirtin im Gespräch mit mehreren Bekannten. Im Vorbeigehen hörte Bärbel gerade noch, wie sie erklärte: „Jetzt möcht ich bloß wissen, wie dies vorlaute Gör, die Bärbel von Wusemitzens, mit Doktors Marlene zusammenkommt! Denn das ist ein Mädchen, die muss man einfach liebhaben – so etwas Guthertziges sieht man selten!“

Es war nur eine kleine Bemerkung, aber sie sollte eine verblüffende Wirkung haben. Bisher war es Bärbels ganzer Ehrgeiz gewesen, überall die Frechste zu sein und alle dummen Streiche anzuführen. Jetzt kam ihr plötzlich der Gedanke, dass es doch auch ganz schön sein muss, wenn alle Leute einen liebhaben. „Hat die Frau heute Morgen in der Sonntagsschule nicht etwas Ähnliches erzählt? Die würde jetzt sicher dazu sagen: „Ja, die Marlene ist nur deshalb so lieb, weil sie immer den Heiland um seine Hilfe bittet.“ – Aber wartets nur ab: die Bärbel wird jetzt auch ‚gut‘, und das ganz ohne den ‚Heiland‘! Ihr werdet euch noch alle wundern!“, dachte sie bei sich selbst.

Bärbel war ein sehr energisches Kind. Was sie sich vornahm, führte sie auch aus. So war es immer gewesen. Jetzt hatte sie sich also vorgenommen, ‚gut‘ zu werden ...

Allerdings – wisst ihr, wie man das macht? Bärbel war sich nicht ganz klar darüber, wo sie anfangen sollte. Abends lag sie wach im Bett und grübelte: „Was tut ein guter Mensch eigentlich?“ – „Er verschenkt seine Sachen an arme Leute“, schoss es ihr durch den Kopf.

Nun besaß Bärbel leider nicht viel. Ihre Spielsachen sahen alle schon etwas mitgenommen aus – und dann wäre es um die eigentlich auch schade gewesen: die brauchte Bärbel ja selbst. Aber Kleider und Wäsche

und Strümpfe hatte sie wirklich viel zu viele. Am liebsten wäre sie gleich aufgestanden und hätte alles zusammengesucht.

Die Schulstunden am Montag schlichen nur so dahin. Die Lehrer hatten sich selten so über Bärbels Unaufmerksamkeit geärgert wie heute, aber endlich war doch alles überstanden. Bärbel rannte nach Hause, schlang ihr Mittagessen herunter und lief an ihren Kleiderschrank im Schlafzimmer.

„Ach, prächtig, weg mit sämtlichen Wollstrümpfen! Die kratzen immer so. – Wozu denn so viel Unterwäsche? – Und wenn’s ein Opfer sein soll, muss man auch gute Sachen geben – also noch das neue blaue Trägerkleid, die karierte Jacke und das bestickte Nachthemd!“

Bärbel konnte kaum alles tragen, so viel kam zusammen. Schwer beladen keuchte die kleine Wohltäterin die Treppe hinunter. Einen Augenblick lang dachte sie an Mutters Gesicht beim Anblick der leeren Fächer – doch dann kam eine neue Überlegung: „Wem schenk’ ich die ganzen Schätze eigentlich?“ – Was man doch alles beim Gutes tun bedenken muss! – „Ein armer Mensch muss es natürlich sein: Ein Glück, da scheint gerade einer vorbeizukommen!“

Eine alte Frau in geflickten Kleidern und löchrigen Strümpfen humpelte die Straße entlang. Erstaunt schaute sie auf, als eine helle Kinderstimme sie rief: „Haben Sie Kinder, liebe arme Frau?“ „Ja, natürlich!“ – „Die

haben schon längst selbst wieder Kinder“, wollte sie noch hinzufügen, doch dazu kam es nicht mehr. „Dann also Schürze auf!“, kommandierte Bärbel so energisch, dass die alte Frau vor Schreck tatsächlich die Arme ausbreitete.

Und dann ging alles so schnell, dass die arme Frau sich heute noch nicht erklären kann, was da los gewesen ist. Von der einen Seite flogen ihr Kleider, Wäsche und Strümpfe an den Kopf und in die Schürze, von der anderen Seite ertönte eine entsetzte Frauenstimme: „Bärbel! Bärbel! Ist das wirklich meine Bärbel? – Ja, bist du denn verrückt geworden?“



Zur Hilfe, zur Hilfe, nehmt der Frau die Sachen wieder ab!“ Die alte Frau dachte nur noch eins: „Fort, fort von diesem Ort!“ Sie schleuderte die Sachen von sich, sodass sie in die Gosse fielen und wackelte davon, so schnell sie ihre alten Beine trugen.

Am Abend des ersten Tages von Bärbels ‚Wandlung zum guten Menschen‘ saßen Herr und Frau Wusemitz ganz verzweifelt beieinander und erwogen gründliche Erziehungsmaßnahmen für ihr missratenes Töchterchen. Die Kleine aber lag im Bett und schluchzte so jämmerlich, wie sie noch nie in ihrem Leben geschluchzt hatte.

Den ganzen nächsten Tag über war sie vor lauter Kummer so gereizt und kratzbürstig, dass man sich kaum in ihre Nähe wagen durfte.

Allzu lang über so etwas nachzudenken, lag aber nicht in Bärbels Art. Am Mittwoch war sie schon wieder ganz die Alte, malte sich die Zukunft aus und hörte in Gedanken schon alle Leute sagen: „Was ist die Bärbel Wusemitz doch für ein reizendes, liebes und gutes Mädchen, viel netter noch als Doktors Marlene!“

War’s am Montag auch schief gegangen: Sie hatte schon wieder ein neues Rezept um ‚gut zu werden‘. Das stammte vom Vater. „Ich verzichte auf deine ‚guten Taten‘, solange du so frech, vorlaut und gedankenlos bist. Leg’ du erst einmal deine Fehler ab – damit würdest du uns mehr Freude machen!“, hatte er ihren ersten Versuch ‚gut zu werden‘ kommentiert. Und das leuchtete Bärbel auch ein. Morgen würde sie anfangen, danach zu handeln.

Mit den allerbesten Vorsätzen wachte Bärbel am Gründonnerstag auf – nur leider viel zu spät. O nein, o nein: Sie hatte ja heute früh Milch holen sollen, weil Mutter die zum Kuchenbacken brauchte. Nun aber schnell! Das Waschen ließ sie ausfallen. Hastig angezogen, schnell etwas übergekämmt und auf zum Milchmann! Doch halt: die Waschlappen sahen so verräterisch trocken aus. Kurz entschlossen, tunkte Bärbel die Dinger einmal ein, hängte sie triefend wieder auf und rannte los. Auf keinen Fall durfte sie mit der Milch zu spät kommen. Mutter sollte sich doch über ihr gehorsames Töchterchen freuen.

Wie ein Wiesel schlüpfte sie an allen im Laden Stehenden vorbei und stand gleich vorn an der Theke. Natürlich schimpften die Leute. Sie hatten auch recht. Aber wenn Bärbel sich hinten anstellte, würde die Mutter schimpfen – und hätte auch recht. Es war doch sehr schwer, gut zu sein!

Der Erfolg war, dass Bärbel, als Strafe fürs Drängeln, als Letzte bedient wurde und so spät nach Hause kam, dass die Mutter erst recht böse

wurde und schließlich ganz bekümmert sagte: „An dir erlebt man auch niemals eine Freude!“

Bärbel gab keine Widerworte. Sie schlich sich zur Küche hinaus, setzte sich auf die oberste Treppenstufe, zog die Beine an, legte den Kopf auf die verschränkten Arme und weinte bitterlich. Sie hatte doch ganz lieb sein wollen, und nun war es wieder nichts geworden. Woran lag das bloß?

Gerade wollte Bärbel darüber nachdenken, wie sie es besser machen könnte, da berührte sie etwas Kaltes, Feuchtes am Knie. Schlumper, der dicke Dackel der Haushälterin, war mühsam die Treppe hinaufgewatschelt und schob seiner alten Freundin Bärbel vorwurfsvoll die Schnauze zwischen die Beine. „Willst du denn heute gar nicht mit mir spielen?“, hieß das.

„Aber freilich will ich!“ Alle guten Vorsätze waren schon wieder vergessen, und Bärbel tobte mit Schlumper auf der Straße umher, bis Frau Wusemitz ärgerlich zum Küchenfenster hinausrief: „Wenn du schon nicht auf die beiden Kleinen aufpasst und dein Bett nicht machst und den Tisch nicht deckst, so komm wenigstens rechtzeitig zum Mittagessen!“

Jetzt war die Mutter schon wieder böse, und sie hatte doch nur Freude an ihrer Tochter haben sollen! Kleinlaut schob Bärbel sich zur Tür herein und setzte sich an ihren Platz. Von jetzt ab wollte sie nun wirklich ganz artig sein. Aber es kam anders:

„Hast du dich heute nicht gewaschen, Bärbel?“, fragte der Vater. „Meine Waschlappen sind doch ganz nass“, stotterte Bärbel. „Hast du dich wirklich heute gewaschen?“, fragte der Vater noch einmal, drohend und mit Nachdruck. „Ja, natürlich!“, fuhr es Bärbel heraus. Da war es um die Geduld des Vaters geschehen: „Raus mit dir! Du lügst ja. Ich sehe doch heute noch die Tintenflecke von gestern an deinen Händen. Immer vorlaut, unordentlich und gedankenlos – und jetzt auch noch verlogen! So viel Kummer hast du uns noch nie gemacht wie heute ...“

Das war das Endresultat von Bärbels Bemühungen, aus eigener Kraft anders zu werden. Den ganzen Nachmittag und Abend über kauerte sie im Schlafzimmer hinter der großen Kommode versteckt und weinte. Selbst abends im Bett schluchzte sie noch vor sich hin: „Und ich will doch lieb sein, und ich kann doch nicht, weil was in mir sitzt, das macht immer alles ganz anders ...“

Schließlich war es Mitternacht und Bärbel schlief immer noch nicht. Sie war einfach zu niedergeschlagen von dem vergeblichen Kampf, gut zu

sein. Aber halt – wie war das doch? Ihr fiel plötzlich etwas ein: Irgendwo hatte jemand von einem erzählt, der „uns helfen kann, ganz anders zu werden ...“ Richtig, in der Sonntagsschule hatte sie das gehört. Zu dumm, dass sie nicht mehr davon wusste! Mit dem Gedanken: „Ich werd’ Marlene danach fragen“, drehte sie sich auf die andere Seite und war sofort eingeschlafen.

Am Karfreitagmorgen ist Bärbel dann gleich zu Marlene gegangen und hat sich Tante Christas Geschichte noch einmal erzählen lassen. Aber diesmal hat sie aufgepasst! Inzwischen hatte sie es ja gemerkt: das Böse sitzt im eigenen Herzen, darum können wir nicht aus eigener Kraft gut werden. „Aber – der Herr Jesus kann helfen!“, hatte Marlene gesagt. „Wir müssen ihn nur darum bitten. Er hilft uns immer.“

Ob er auch Bärbel Wusemitz geholfen hat? Ich werde euch mal wieder von ihr erzählen, dann werdet ihr’s sehen ...!

Fragen:

1. Von wem hörte Bärbel in der Sonntagsschule?
2. Was hatte sie sich vorgenommen?
3. Was musste sie stattdessen feststellen?

4. April

Euer Herz aber sei ungeteilt mit dem HERRN, unserem Gott,
dass ihr in seinen Satzungen wandelt und seine Gebote bewahrt,
wie an diesem Tag! 1. Könige 8,61

Rotes Licht - HALT!

„Hast du das eben gesehen, Vati?“ Weiter kam Monika mit ihrem Satz „Nicht. Im nächsten Augenblick krachte es furchtbar, denn zwei Autos waren aufeinandergeprallt.“

Schreien und Weinen, Schimpfen und Stöhnen waren von der Kreuzung zu hören. Helfer eilten zum Unglücksplatz und kurz darauf trafen auch ein Polizei- und ein Krankenwagen ein. Was war geschehen? Ein Mercedes war in voller Fahrt auf die Kreuzung zugerast, obwohl die

Ampel bereits auf Rot gesprungen war und die Autos auf der Querstraße Grün hatten. Die Folge war, dass der Mercedes mit großer Wucht auf einen Opel stieß, der aus der Querstraße kam.

„Vati, der Mercedes hat Schuld, ich habe es genau gesehen! Alle anderen Wagen hatten schon gehalten, er aber ist trotz der roten Ampel noch gefahren. Jetzt hat er den Salat!“

„Ja, da hast du Recht. Hoffentlich hat es keine Toten gegeben!“ Verletzte wurden in den Krankenwagen gelegt und fortgebracht. Zeugen schilderten der Polizei den Vorgang, der ganz eindeutig war. Vater und Tochter hörten den Polizisten sagen: „Immer wieder dasselbe! Man meint, sich über die Verkehrsregeln hinwegsetzen zu können, und dann geschieht ein Unglück.“

Vater und Tochter gingen weiter, denn sie konnten hier nicht helfen. „Ich finde, der Mercedesfahrer sollte tüchtig bestraft werden“, nahm Monika das Gespräch wieder auf. Sie war ganz aufgeregt, weil sie so einen Unfall in unmittelbarer Nähe noch nicht erlebt hatte.

„Das wird auch geschehen, Monika. Unsere Verkehrsrichter kennen in solchen Fällen keine mildern- den Umstände, schon gar nicht, wenn in so bewus- ter Weise, wie es hier zu sein scheint, eine rote Ampel überfahren und dabei ein Unfall verursacht wird. Aber warum bist du eigentlich so streng mit dem Schuldigen, Monika?“

„Nun, weil er eben Schuld hat und die rote Ampel bestimmt gesehen hatte, darum.“

„Du hast Recht! Aber sag mal, überschreitest du nicht auch manchmal bei Rot die Kreuzung?“

„Nein, Vati, das tue ich nie.“

„Dann ist ja alles in Ordnung. Ich meinte das eben aber auch im etwas weiteren Sinne.“

„Wieso? Ich verstehe nicht, was du sagen willst.“

„Sieh, Gott hat uns in der Heiligen Schrift gesagt, was recht und was unrecht, was gut und was böse ist. Stimmt das?“



„Ja, Vater, aber was meinst du damit?“

„Nun, ich meine, dass er uns in den Zehn Geboten und im Neuen Testament rote, gelbe und grüne Signale gegeben hat.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Nun, Monika, dann will ich es dir anders erklären: Alles, was Gott in seinem Wort dem Menschen verbietet, ist rotes Licht und bedeutet: ‚Halt, tue es nicht!‘ Wenn du es trotzdem tust, also die Kreuzung bei rotem Licht überfährst, bringst du dich und andere in Gefahr und hast Strafe verdient. Alles, was Gott befiehlt, z. B. anderen Menschen zu helfen, sie zu achten und zu lieben, Vater und Mutter zu gehorchen, bedeutet grünes Licht. Das heißt: ‚Tue es, denn es ist gut!‘“

„Ja, Vater, und was ist gelbes Licht?“

„Nun, gelb bedeutet ‚Achtung, Vorsicht, Abwarten‘. Wenn der Mensch noch nicht klar weiß, was Gott von ihm fordert, dann soll er im Gebet Gott fragen. Er wird ihm durch sein Wort und durch das dadurch geschärfte Gewissen Antwort geben. Dann gibt Er entweder rotes oder grünes Licht. Verstehst du das?“

„Ja, ich glaube schon, aber dann bin ich schon oft bei Rot über die Kreuzung gegangen. Bestraft mich Gott doll dafür?“

„Nun, mein Kind, wenn wir unsere Schuld Gott bekennen und sie bereuen, dann tritt der Heiland für uns ein; denn für unsere Sünden, für deine und meine, ist Er ja gestorben. Nur gut, dass Gott Liebe ist und in seinem Urteil barmherziger und gnädiger ist, als wir es oft sind.“

Fragen:

1. Was haben Monika und ihr Vater beobachtet?
2. Warum geschah der Unfall?
3. Welche Lehre kann der Vater Monika anhand des Unfalls erteilen?

5. April

Gott ist unsere Zuflucht und Stärke, ein Helfer, bewährt in Nöten.

Psalm 46,2

„Rufe mich an in der Not!“

Vor vielen Jahren, als Kanada noch eine weite Wildnis war, wohnte ein Missionar mit seiner Frau in einer einsamen Hütte mitten im Wald. Der Missionar brachte den weit zerstreuten Bewohnern des Landes das Evangelium, und so kam es, dass er oft längere Zeit unterwegs war. Seine Frau blieb dann ganz allein zurück. Das machte ihr aber nichts aus, denn auch wenn sie ursprünglich aus einer dicht bevölkerten Großstadt stammte, so freute sie sich doch um des Heilands willen auf viele ihrer sonst so lieb gewordenen Annehmlichkeiten verzichten zu dürfen.

Eines Tages, als sie wieder allein war, kam ein Bote aus einer Siedlung, die eine gute halbe Stunde entfernt war und fragte, ob der Missionar nicht schnell zu einem sterbenden Mann kommen könne. Wie enttäuscht war der Bote, als er hörte, dass der Missionar noch etwa eine Woche unterwegs sein würde! Ganz betrübt und niedergeschlagen ging er wieder. Als er fort war, entschloss sich die tapfere Frau, selbst zu gehen und dem armen Sterbenden den Weg in die himmlische Heimat zu zeigen. Unverzüglich machte sie sich auf, um nicht zu spät zu kommen. Dass der Weg durch den Wald führte, in dem es viele wilde Tiere gab, schreckte sie nicht ab. Sie stand ja im Dienst ihres Heilands. Dem traute sie zu, dass Er sie beschützen würde.

Sie hatte den halben Weg etwa zurückgelegt, als sie an einen Sumpf kam, über den eine Brücke führte. Als sie sich der Brücke näherte, sah sie ein Tier auf sich zukommen. Sie hielt es zunächst für einen Esel, aber bald erkannte sie, dass es ein Bär war. Im ersten Augenblick erschrak sie furchtbar. Es schien für sie kein Entrinnen zu geben. Der Versuch, umzukehren und davonzulaufen, würde das wilde Tier nur reizen, sie umso schneller zu verfolgen. Sie glaubte, ihr Ende sei gekommen. In jenem schrecklichen Augenblick der Ungewissheit musste sie jedoch vor allem an ihren Mann denken. Was für ein Schock würde es für ihn sein, bei seiner Heimkehr das Haus leer und sie selbst schließlich verstümmelt und zerrissen im Wald zu finden! „O Gott, hilf mir, rette mich!“, rief sie da. „Ich stehe doch jetzt in Deinem Dienst, um jemandem zu helfen, für den



Dein Sohn am Kreuz gestorben ist. Hilf mir!“

Eine neue Kraft kam über sie. Die Angst schwand. Fest schaute sie den Bären an, der mittlerweile bis auf wenige Schritte an sie herangekommen war. Er hatte sich auf die Hinterbeine aufgerichtet, um ihr einen tödlichen Schlag zu versetzen. Langsam ging sie rückwärts, während sie innerlich unablässig zum Herrn schrie. Das Tier folgte ihr. Da vernahm sie plötzlich aus dem Dickicht des Waldes heraus Schreie wie von einem Kind. Im selben Augenblick machte der Bär einen Sprung, drehte sich um und rannte in die Richtung, aus der das Schreien kam. Sie blieb völlig unversehrt. Sie dankte dem Herrn für diese wunderbare, aber ihr völlig unerklärliche plötzliche Rettung! Denn Er, der auf das Rufen der Seinigen hört, war es, der das wilde Tier von ihr abgelenkt hatte. Das war ihr klar. Doch was mochte das seltsame Schreien gewesen sein, das die unmittelbare Ursache ihrer Rettung geworden war? Sie hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Der Bär konnte jeden Augenblick wiederkommen. So lief sie weiter und kam bald an eine Hütte. Ohne anzuklopfen trat sie ein. Drinnen saßen zwei Männer in Jagdkleidung. Ihnen erzählte sie ihr Erlebnis.

„Das muss der Bär sein, nach dem wir schon so lange suchen“, riefen die Männer. „Wir sind ihm schon auf der Spur gewesen, aber er ist uns immer wieder entwischt. Nun werden wir ihn sicher bald haben.“

„Aber was kann denn jenes seltsame Schreien gewesen sein, das ich gehört habe?“, fragte die Frau.

„Das war das Schreien der Jungen nach ihrer Mutter. Die Bären sind sehr fürsorglich mit ihren Jungen, und Sie können von Glück sagen, dass das Schreien gerade in dem gefährlichen Augenblick ertönte, sonst wären Sie jetzt nicht hier.“

Die Frau konnte ihren Weg ungestört fortsetzen und der Bär wurde noch am gleichen Abend in einer Falle gefangen. Diese Erfahrung gab ihr neuen Mut und stärkte sie sehr in ihrem Gottvertrauen. Umso freudiger konnte sie seitdem mit dem Dichter rühmen: „Gott ist unsere Zuflucht und Stärke, ein Helfer, bewährt in Nöten. Darum fürchten wir uns nicht“ (Psalm 46,2-3a).

Fragen:

1. Warum macht sich die Missionarin auf den Weg zum Kranken?
2. Wem begegnet die Missionarin unterwegs?
3. Wie hat Gott hier geholfen?

6. April

Denn nichts ist verborgen, das nicht offenbar werden wird,
und nichts ist geheim, das nicht bekannt werden und an den Tag
kommen wird. Lukas 8,17

Gift

„**P**st, Grete!“ Die Mädchen der zweiten Klasse waren gerade im Begriff, die große Treppe hinabzugehen. Ein Mädchen mit langen kastanienbraunen Zöpfen drehte sich um. „Thekla!“ Sie blieb stehen, bis die Rufende neben ihr stand. „Ich habe wieder ein neues Buch. Aber Vorsicht, dass niemand es merkt, ich schmuggle es dir in die Tasche!“

Das Buch wanderte hinein. Grete warf ihr einen dankbaren Blick zu und möglichst unauffällig schlüpfte Thekla vor Grete aus dem Tor. Dies war nicht zum ersten Mal passiert. Thekla wusste, woher man verbotene Bücher, Romane und sonstige Sachen bekam, die sowohl in der Schule als auch daheim verboten waren. Grete, die sich durch die Freundschaft mit der ein Jahr älteren geschmeichelt fühlte, verschlang das süße Gift im Geheimen, ohne dass ihre Mutter bisher etwas gemerkt hatte. Lotte, die jüngste Schwester, musste versprechen, nichts zu verraten, und wurde mit Schokolade stumm gehalten. Lotte plagte jedoch das schlechte Ge-

wissen, sodass sie schon mehrmals darum gebeten hatte, sie von ihrem Versprechen zu entbinden, was natürlich nicht geschah.

„Ach“, sagte eines Tages Frau Rat zu ihrem Gatten, „ich muss den Doktor einmal kommen lassen. Die Kinder sind bestimmt krank. Hast du dir Lotte genauer angesehen? Sie ist ganz blass und scheu, unser lustiger Hase, und dann Grete. Nachts schreit sie oft im Traum, und der Ausdruck in ihrem Gesicht gefällt mir gar nicht. Sie sind gewiss krank. Meine Hausmittel wollen gar nicht anschlagen!“

„So, so“, sagte Herr Rat. Er war mit seinen Gedanken ganz woanders. Aber er gab zu, dass die Kinder schlecht aussahen, und dass es gewiss gut wäre, den Arzt einmal herzubitten.

Am selben Nachmittag, als Grete, flüchtig wie immer in letzter Zeit, ihre Schularbeiten gemacht hatte, trat Lotte leise in ihr Zimmer. „Ist Mama weg?“, fragte Grete, die die Schwester immer zum Spionieren anstellte. „Ja, sie sagte eben, dass sie zu Frau Klärner gehen wollte!“ Während die Kleine sich an den Tisch setzte und spielte, begann Grete ihren spannenden Schmöker hervorzusuchen und vertiefte sich darin. Bald darauf hörte und sah sie nicht mehr, was um sie herum vorging. Mit funkelnden Augen und hochroten Wangen naschte sie von der verbotenen Frucht. „Sünde, Sünde!“, flüsterte ihr jemand ins Ohr. Aber sie überhörte die Stimme ihres Gewissens.

Plötzlich ging die Tür auf, und die Mutter stand auf der Schwelle. Sie war so leise hereingekommen, dass die Mädchen sie nicht bemerkt hatten. Mit einem Blick überschaute sie die Lage. Grete, ihre Grete, betrog die Eltern und las Bücher, die sie der Mutter nicht zeigen mochte. Wie ein Stich ging es ihr durchs Herz. Mit zwei Schritten stand sie neben dem Stuhl ihrer Tochter, nahm das Buch und schleuderte es in eine Ecke. Kreideweiß waren beide Mädchen. „Und du wusstest, was Grete tat?“, fragte die Mutter Lotte. Diese brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Ach, Grete, und du hast sie auch noch zum Schweigen verführt! Komm zum Vater!“

Ach, wie Grete alle Heimlichkeit und all die nutzlosen Bücher erwünschte! Aber das half nichts. Die Eltern sprachen ernste Worte mit ihrem Kind. Trotz aller Versprechungen, nie wieder so etwas zu tun, durfte Grete vier Wochen lang nicht über ihre freie Zeit verfügen oder ohne Aufsicht irgendetwas unternehmen. Sie war tief getroffen. Thekla machte in der Schule von selbst einen Bogen um sie, denn sie war böse, dass die Lehrerin auf Veranlassung von Gretes Vater eine Untersuchung anstell-

te und eine verschärfte Aufsicht einführte. Lotte aber war froh, dass sie ihr schreckliches Geheimnis los war. Nun brauchte der Doktor nicht zu kommen. Bald sahen die Kinder wieder frisch und gesund aus, denn das Gift der schlechten Bücher konnte ihnen nicht mehr schaden.

Es war beinahe ein halbes Jahr später, als die Mutter einmal hörte, wie Grete ein Buch zurückgab, das die Mutter ihr erlaubt hatte zu lesen, und dazu sagte: „Danke, Klärchen, es ist ganz nett. Aber es fehlt etwas daran!“ „Was fehlt daran?“, fragte die Freundin und drehte das Buch um. „Nein, nicht äußerlich. Ich finde nur, dass allen Büchern, in denen nichts vom Heiland vorkommt, das Beste fehlt!“

Da freute sich die Mutter und dankte Gott, dass das Gift so vollkommen aus dem Herzen ihres Kindes entfernt war.

Ja, Grete konnte nun selbst unterscheiden, was nützlich zu lesen und was verderblich für sie war. Auch hier hat sich das Sprichwort bewahrt: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch ans Licht der Sonnen.“

Fragen:

1. Was bekam Grete von Thekla zugesteckt?
2. Welchen Einfluss hatten diese Bücher auf Grete?
3. Warum machte Thekla plötzlich einen Bogen um Grete?



Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu. Lukas 16,10a

Dem Redlichen lässt es Gott gelingen

Die Eltern von Franz Fleuer, Landsleute im nördlichen Frankreich, starben an einer ansteckenden Krankheit, als er gerade einmal vier Jahre alt war. Ein alter Verwandter nahm ihn zu sich, aber auch dieser starb nach einem halben Jahr.

Der kleine Junge kannte damals noch nicht das Elend des Waisenstandes und die Leiden der Armut. Ganz unbekümmert folgte er also dem Angestellten des Gerichts nach, der den Auftrag von dem Dorfrichter erhalten hatte, ihn zu versorgen, da kein Waisenhaus in der Nähe war.

Franz' neuer Pflegevater war ein sehr grober Mann und hatte ein finsternes Aussehen. Kaum war das kleine Waisenkind in sein Haus getreten, bekam er Ohrfeigen, weil er sich, vom schnellen Laufen erschöpft, hingesetzt hatte, ohne vorher um Erlaubnis zu bitten. Das arme Kind zitterte, da es bisher noch nie eine derartig kränkende Behandlung erleiden musste.

Ein Jahr verbrachte Franz bei diesen Unmenschen. In dieser ganzen Zeit war kein Tag vergangen, an dem der arme Junge nicht die Härte des Gerichtsangestellten spürte.

Einmal musste er einen Brief ins benachbarte Dorf tragen. Als er unterwegs war, brach ein heftiges Gewitter aus. Er suchte im Wald unter einem Baum Schutz. Es war sehr dunkel und Franz konnte sich in der Gegend nicht aus. So geriet er auf einen falschen Weg und nachdem er die ganze Nacht vergeblich die Hauptstraße gesucht hatte, kam er mittags endlich auf einen Bauernhof, wo gerade die Leute unter einer Linde zu Mittag aßen. Mit seiner einnehmenden Art lief er auf einen der Tischgäste zu, der zufälligerweise der Herr des Hauses war und sagte: „Bitte gib mir auch ein Stück Brot, nur ein Stück. Wenn du zu meinem Vater im Himmel kommst, gibt er es dir wieder!“

Der Bauer, ein guter anständiger Mann, erkannte die kindliche Unschuld hinter den Worten des Jungen und nahm den Verirrten auf und behielt ihn bei sich. Sieben Jahre hatte Franz bei diesem guten Bauern als Hirtenjunge zugebracht, als eines Abends, als er seine kleine Herde in den Stall treiben wollte, ein Reisender an ihm vorbeiritt. Franz sah

ihn reiten und bemerkte, dass ihm etwas Glänzendes aus der Tasche fiel. Schnell lief er auf die Stelle zu und fand eine goldene Uhr.

Ein alter lahmer Schäfer, der sich in der Gegend befand, hinkte herbei, als er den Kleinen mit der Uhr in den Händen sah, und wollte einen Anteil an dem Fund haben. Der Schäfer fasste mit der einen Hand seine Jacke, mit der anderen bot er ihm Geld an, damit er ihm die Uhr gebe.

„Nein“, sagte Franz zu diesem, „die Uhr gehört weder dir noch mir, der Fremde muss sie wiederhaben“.

Unterdessen war der Reiter aus dem Blickfeld der beiden Schäfer verschwunden. Jetzt riss sich Franz von dem Alten los, trieb schnell seine Schafe in den Stall und hetzte dem Fremden nach. Er lief die ganze Nacht hindurch, und kam bei Tagesanbruch auf eine Straße, welche ihn nach einigen Stunden in eine Stadt führte.

Hier sah er vor einem Wirtshaus ein gesatteltes Pferd stehen. Er vermutete, dass es dem Eigentümer der Uhr gehörte, trat in das Haus und fand im untersten Zimmer einen schon älteren Mann. Es war Herr Perdin, ein reicher Kaufmann aus Dünkirchen.

„Herr“, sagte Franz, der, durch das Laufen angestrengt, nur noch keuchen konnte.

„Sie haben wohl gestern diese Uhr verloren, ich fand sie und lief Ihnen so lange nach, bis ich Sie hier fand!“

Der Fremde verstellte sich zunächst und gab vor, dass er von nichts wüsste. Er fragte den Kleinen, ob er sich wohl nicht irre.

„Dann muss ich wohl den richtigen Mann suchen“, antwortete Franz und wollte schnell weiterlaufen. Diese außerordentliche Anständigkeit versetzte den Fremden in Erstaunen.

„Wer bist du, mein Junge?“, fragte er ihn freundlich. „Ich bin ein Schäfer.“ „Wer ist dein Vater?“ – „Er ist droben bei den Engeln, und meine Mutter auch.“ – „Hast du Verwandte?“

